

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 62=82 (1916)

Heft: 29

Artikel: Eine Mahnung und Bitte

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-32766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dompierre, und Lihons gehabt. Aus dieser Basis heraus hat nun am genannten Tage mit einer Frontbreite von rund 40 km der englisch-französische Angriff angesetzt und zwar im allgemeinen in den Richtungen aus und nach Gommécourt, Mesnil, Fricourt, Maricourt, Frise, Estrées und südlich von Lihons. Vorbereitet wurde der Angriff durch eine vieltägige artilleristische Bearbeitung auf breiter Front und teilweise auch durch Gaseinwirkungen. Der englische Angriff gruppierte sich beidseits der Ancre und belegte mit etwa 20 km Breite die Gegend von Gommécourt bis Maricourt. Der französische Angriff ist rittlings der Somme gruppiert und operiert in dem ebenfalls etwa 20 km breiten Raume, der sich von Maricourt bis südlich von Lihons erstreckt.

Die größte Wucht müssen die Angriffe westlich der Ancre und unmittelbar zu beiden Seiten der Somme gehabt haben. Hier ist es nicht nur gelungen, die allerdings schon durch die Artillerievorbereitung zu Sturm geschossenen ersten Linien der deutschen Verteidigung zu nehmen, sondern man hat auch im französischen Kampfabschnitt die deutsche Heeresleitung veranlaßt, eine vorübergehend besetzte Sperrstellung und Teile der zweiten Verteidigungslinie in der ungefähren Breite von zwei Divisionsabschnitten aufzugeben. Der englische Angriff ist damit in die Gegend Thiepval, la Boiselle, Montauban gelangt, während der französische bis in die Linie Hardecourt, Busecourt, Assevillers, Estrées hat vorgetragen werden können.

Das taktische Ergebnis ist somit bis heute ein Geländegewinn von 3—4 km Tiefe auf einer Front von rund 25 km nebst der bei solcher Kampfgestaltung sich immer ergebenden Material- und Gefangenenbeute. Es ist im französischen Angriffsabschnitt entschieden größer als im englischen, denn man ist hier bis halbwegs Peronne, der aus dem deutsch-französischen und früheren Kriegen bekannten Vaubanschen Festung gelangt. Die Gefangenzahl und der Umfang der Materialbeute können kein absolutes Kriterium für die Größe des Erfolges bieten, worauf hier schon wiederholt hingewiesen worden ist. Es wird im Stellungskriege fast immer unmöglich sein, das in den Gräben und anderen Befestigungsanlagen eingebaute Geschütz- und Maschinengewehrmaterial rechtzeitig der gegnerischen Beschlagnahme zu entziehen. Schon die artilleristische Beschießung verschüttet einen großen Teil der Ausfahrtsrampen und zudem muß das Material so lange als möglich ausharren, um die gegnerischen Sturmwellen unter Feuer zu halten. Je länger ausgehalten wird, umso ehrenvoller. Darum wird, wie das unter ähnlichen Verhältnissen auch schon in früheren Kriegen der Fall gewesen ist, solch eingebautes Material, das der direkten Grabenverteidigung dient, verloren gehen müssen. Seine Zahl ist heutigen Tages nur größer, weil überhaupt gegenüber früher viel mehr Gerät in dieser Weise verwendet wird. Ein Umstand, den man auch für unsere Verhältnisse wohl in Berücksichtigung zu ziehen haben wird.

Die bald einsetzenden deutschen Gegenangriffe haben vor allem der englischen Front gegolten. Sie sind jetzt noch im Gange. Im übrigen sind Angreifer wie Verteidiger daran, sich in den neuen Stellungen zu organisieren und frische Verstärkungen heranzuführen, so daß es in einzelnen Abschnitten zu Kampfpausen gekommen ist.

Vergleicht man das bisherige Resultat der englisch-französischen Offensive mit den früheren Unternehmungen gleicher Art, so ergibt sich immer das Gleiche: anfängliches Zurückdrücken der gegnerischen Linien, dann unter der Einwirkung der feindlichen Gegenangriffe Uebergang zu mehr verteidigungsweisem Verhalten und Organisation der gewonnenen Stellung zu weiterer Offensive. Der eroberte breitere Raum entspricht nur der breiteren Angriffsbasis.

—t.

Eine Mahnung und Bitte.

Wenn wir die bei unseren Stäben einlaufenden Gesuche zusammenhalten mit dem Treiben in vielen unserer großen Städte und mit den Berichten in den Handelsteilen unserer großen Blätter über das Erwerbsleben, so erhält man den Eindruck, daß unsere Wirtschaft wieder im Aufschwunge begriffen und die Notlage wenigstens für den Augenblick überwunden ist.

Einzig auf den Fremden-Plätzen steht es schlimm. Die bessere Wirtschaftslage wird wohl bald auch dem Baugewerbe wieder bessere Zeiten bringen.

Immer mehr vergißt man, was rund um uns vorgeht, was dort gefordert und geleistet wird, und immer mehr jagt in unserer Enklave wieder Jeder seinem Verdienst und Vorteil, bald auch dem Vergnügen nach.

Der Gedanke, daß das gemeine Wohl allem voranzugehen habe, die fröhliche tapfere Hingabe, wie sie anfangs überall war, ist am Schwinden. Wohl gibt es noch überall sehr viele wackere treue Männer und Frauen, welche stolz festhalten an dem, was ihr Herz im August 1914 erfüllte und darnach handeln.

Aber mancher glaubt schon, sie mit mitleidig lächelndem Seitenblick streifen, und nach einem Seitentürchen sich umsehen zu dürfen, um harter, gewinnloser Pflicht sich zu entziehen. Es wird Zeit zur Mahnung.

Unsere Landesbehörde und unsere Armeeführung sind der Ueberzeugung, daß wir einen Teil unserer Armee unter den Waffen behalten müssen. Sie allein können über diese Notwendigkeit urteilen und auf sie fällt furchtbare Verantwortung, wenn etwas versäumt würde.

Und Einsichtige meinen, wir seien leichtsinnig gegenüber der Gefahr und weisen z. B. auf Holland, welches sich ganz andere Lasten als wir auferlegt.

Wenn die Truppen an der Grenze etwas bedeuten sollen, müssen sie Kriegsbestände haben, dürfen keine Skelette sein.

Von allen Seiten aber regnet es Dispensationsgesuche und alle möglichen Berufsverbände erklären ihre Leute unabkömmlich und unersetzlich. Immer schärfer wird über die Führer geurteilt, welche nicht sofort und weitgehend entsprechen.

Jene gegenseitige Hülfe, die anfangs freudig geleistet wurde, fällt heute weg. Ersatz zu schulen und vorzubereiten wird von den Betrieben als unmöglich erklärt. Immer höher steigt die Zahl der „Unersetzlichen“.

Jeden Kopisten erklärt man als „eingearbeitet“ und als Stütze des Geschäftes.

Immer unverfrorener erscheinen die Inserate, welche militärfreie Leute suchen. In erklärlicher

Bitterkeit, ja Empörung erzählen unsere Leute in ihren Auslandsurlaubsgesuchen, wie sie im Inlande überall abgewiesen werden, weil man nur militärfreie Leute wolle.

Man will nicht mehr gehindert sein; man möchte vermeiden mit der militärischen Dienstleistung zu rechnen, sich darauf einzurichten.

Man zählt auf den Erfolg des Dispensationsgesuches.

All diese vom vaterländischen und militärischen Standpunkte aus bemühenden Erscheinungen dürfen nicht länger so hingegenommen werden. Sie mahnen zum Aufsehen.

Wie stolz blickte unser ganzes Schweizervolk auf unsere Wehrrüstung, als sie plötzlich so kräftig und gesund in ihrem ganzen Umfang und in ihrer sorgfältigen Vorbereitung in der Stunde der Gefahr und der Not ins Leben trat. Wie wohlthätig empfand man den Schutz, den sie gewährte. Wie atmete man auf, als die Gefahr vorüberzugehen schien. Wie Fürchterliches blieb uns erspart!

„Der Mohr hat seine Pflicht getan, er kann gehen.“

Schon kommt wieder die gleichgültige Denkweise über unser Wehrwesen zum Vorschein und der Schlotter, der so vielen in die Beine fuhr, ist vergessen.

Wir Schweizer brüsteten so gerne und rühmten uns. Müssen wir nicht erröten gegenüber den Millionen, die draußen im Felde stehen und den noch viel zahlreicheren Millionen, die daheim die schwere Last mutig und geduldig tragen.

Danken wir so dem Schicksal, das uns gütig bewahrte!

Wollen wir denn gar keine Lehre aus dem Kriege ziehen für unser vaterländisches Denken?

Schämen sich die, welche meinen, jetzt keine Bequemlichkeit und kein Geld der Zeit mehr zum Opfer bringen zu sollen, nicht vor den Stillen und Treuen (darunter so viele Kleine und Geringe), welche ihre Pflicht tun, schwere Last auf sich nehmen zu allem Anderen, und stumm und brav dahin sich stellen, wo das Vaterland sie ruft.

Ich bin der Letzte, welcher die Schwierigkeit der wirtschaftlichen Kämpfe, wie sie bei uns je und je geführt werden mußten, verkennt. Ich empfinde tief und ernst die harten Mühen und Sorgen unserer Gewerbetreibenden und ich erachte es als meine Pflicht, all dem nahe zu stehen.

Aber ich meine, daß wir, die Führer, unser Volk und namentlich dessen höhere Klassen jetzt bitten müssen, nicht zu erlahmen, zurückzukehren in jene stolze Zeit, da wir Freude aneinander hatten und uns die Erfüllung unserer Aufgaben nicht zu schwer zu machen.

Helft uns durchführen die schwere Pflicht des Grenzschutzes, indem Ihr unsere Leute dem Wehrdienst nicht entzieht. Betrachtet es nach wie vor als Ehrensache sie vollzählig in unsere Reihen zu stellen.

Wir wollen dann auch sorgen, daß die Zeit im Wehrkleide sie fördere an Kraft und Willen zur Arbeit.

Traget der Zeit Rechnung in Eurer Organisation und nehmt nicht unseren Wehrmännern die Lust am Wehrdienst, indem Ihr den als für Euch minderwertig erklärt, der seine Pflicht als Soldat tut.

Oberstdivisionär Wildbolz.

Demokratie und Armee.

Auf Veranlassung der Jungfreisinnigen Vereinigung Basels hielt kürzlich Dr. Karl Frey, Oberstleutnant i. G., einen Vortrag über den „*Dienstbetrieb in unserer Armee*“, welches Referat in der National-Zeitung bereits auszugsweise wiedergegeben worden ist. Uns soll hier noch die lebhafteste Diskussion beschäftigen, die der Vortrag hervorrief. Der Referent war von der Kritik ausgegangen, die in letzter Zeit unsere Armee hat über sich ergehen lassen müssen und die hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, daß es der Schweiz in diesem Weltkriege so gut gegangen ist, daß der Antimilitarismus und andere Gegensätze sich wieder regen konnten. Im August 1914 war allen Bürgern unsere Armee recht, und man sah dankbar zu ihr empor. Was soll heute an ihr anders geworden sein, wo jeder Laie sogar einsieht, daß der lange aktive Dienst ihren inneren straffen Halt nur erhöht hat? Ohne Disziplin aber keine Armee. Nun ist gerade der vielverschrieene *Drill* (wie die Kriegsgeschichte nachweist) eines der vornehmsten Mittel zur Erreichung der Disziplin. Allerdings nur ein Mittel; nie darf er zum Selbstzweck, nie darf er stumpfsinnig oder gar als Chikane betrieben werden. Das ist auch der Sinn unserer Reglemente. Und wenn des fernern gegen *schlechte Behandlung der Mannschaft* Einspruch erhoben wird, so darf man nie die *relativ* seltenen Fälle *generalisieren*. Das bewies gerade jene Diskussion, in der manch einer die Gelegenheit wahrnahm „seinen Kropf zu leeren“.

Auf Opposition von politischer Seite stieß der Vortragende mit seiner These, daß jede brauchbare Armee, diene sie nun einer Monarchie oder einer Republik, *auf dem militärisch hierarchischen System beruhen müsse und mithin unvereinbar sei mit dem demokratischen Gedanken*. Damit, meinte der Vortragende, müsse sich auch der beste demokratische Republikaner abfinden, und er wies die Richtigkeit seiner These u. a. am Untergang der Burenrepubliken nach. In der Tat steht militärisch fest, daß die Buren, wenn sie eine straff organisierte Armee gehabt hätten, niemals von den Engländern besiegt worden wären. Aber sie wußten nicht einmal ihre Siege auszunutzen und liefen davon, wenn die Zeit zum Ernten gekommen war. Die Votanten gaben nun zwar zu, daß man nicht an die Offizierswahl durch die Mannschaft oder überhaupt an eine Abstimmung im Militärdienste denken könne; aber sie glaubten, unsere Armee müsse „demokratischer“ werden hinsichtlich des Verhältnisses der Vorgesetzten zu den Untergebenen. Es müsse eine unseren politischen Verhältnissen entsprechende Subordination bestehen; der Gehorsam müsse vor allem auf dem Respekt vor dem vom *Staat* verliehenen Brevet des Offiziers beruhen. Der schweizerische Offizier könne mithin nicht in gleicher Weise befehlen, wie das z. B. der preußische Junker tue, und seine Mannschaft nicht in gleicher Weise von oben herab behandeln.

Dieser Einwand verdient in einem öffentlichen Blatte unter die Lupe genommen zu werden. Kann der preußische Junker als Offizier seine Mannschaft vor dem Feinde wirklich so behandeln, wie er seine Untergebenen im Zivilleben auf seinem Rittergut zu behandeln pflegt und wie es da und dort vielleicht auch auf Exerzierplätzen vorgekommen sein mag? Nie und nimmer; denn der Vorgesetzte muß den Ton finden, der sich für den Kriegskameraden in

höherem Sinne des Wortes versteht. Ein chikanöser Ton hält in keiner Armee der Welt vor dem Feinde stand, diene sie nun einer Monarchie oder einer Republik. Aber man ignoriert eben in jenen Kreisen, daß es ein Irrtum ist, zu glauben, der deutsche Offizier ganz allgemein behandle seine Mannschaft schlecht oder habe sie schlecht behandelt. Den letzten Tropfen Wasser hat er im Hereroskriege, dem strapazösesten aller Kriege, in der heißen Sandwüste mit seiner Mannschaft geteilt und war ihr in allem ein leuchtendes Vorbild. Jene schweren Fälle von schlechter Behandlung kamen vielmehr bei Unteroffizieren vor. Und da zeigt es sich eben wieder, was auch hier Bildung und Erziehung ausmachen, und daß gerade derjenige, der den kleinsten Befehlsbereich hat, in diesem seine Befehlsgewalt am nachdrücklichsten und oft brutal ausübt. Ist das aber in *Zivilleben* und bei uns nicht etwa gerade so? Der Gehorsam wird in allen Armeen auf Grund des Brevets dem Vorgesetzten geschuldet. Ob nun jenes in einer Monarchie oder einer Republik verliehen worden ist, bleibt sich doch sicherlich für das Verhältnis zwischen dem Offizier und seiner Mannschaft ganz gleich. Zuzugeben ist einzig, daß der mit bürgerlichen Rechten aller Art ausgestattete demokratische Republikaner als Soldat vielleicht schwieriger zu behandeln ist, als der Untertan eines Monarchen, namentlich, wenn dieser Untertan wenig Bildung und Erziehung besitzt. Aber es wird sowohl für Monarchien als Republiken der Satz Geltung haben, daß, je intelligenter und weltgewandter, um so schwieriger die Mannschaft zu behandeln sein wird. Was jede Mannschaft mit Recht von ihrem Vorgesetzten verlangt, das ist, daß er etwas *kann*, in allem ihr *Vorbild* sei und *Herz* für sie habe. Dann wird er auch den richtigen Ton finden. Eine gute Mannschaft wird den Offizier gar nicht schätzen, der mit ihr frère et cochon macht und sich auf die gleiche Stufe mit ihr stellt. Und das wäre doch demokratisch.

Und wenn gesagt wird, gerade der gegenwärtige Weltkrieg habe „demokratisiert“, so ist das nur insofern richtig, als eben in Reih und Glied hoch und niedrig, arm und reich miteinander auskommen und sich verstehen lernen müssen. In der Tat wird das eine gute *soziale* Wirkung zeitigen; denn im Krieg kommt der wirkliche innere Wert des Mannes zur Geltung. Sicher ist auch, daß vor dem Feinde der Offizier seine Untergebenen richtiger bewerten und oft ganz anders schätzen lernt als auf dem Exerzierplatz; aber am wahren Subordinationsverhältnis wird der Krieg nicht nur nichts ändern, sondern es eher befestigen. Denn gerade im Krieg, wo die ganze große komplizierte Maschine einer Armee, wo der ganze, auf dem militärisch-hierarchischen System fußende Befehlsapparat richtig spielen muß, da sieht eben auch der hinterste Soldat ein, daß diese Millionen von Menschen nur dank einer *straffen Organisation* gelenkt werden können.

So muß eben auch der Schweizer Politiker sich mit dem Gedanken abfinden, daß die Armee und der demokratische Gedanke Gegensätze sind, die sich wegen der Natur der Dinge nicht vereinbaren lassen. Er wird *heute* allgemein die Einsicht haben, daß wir nur dem Ansehen, das unsere Armee genießt, bis zur Stunde die Tatsache verdanken, daß unser Vaterland noch nicht der Kampfplatz fremder Heere geworden ist. Und im übrigen mag er sich

damit beruhigen, daß der Soldat im Dienste Zucht und Ordnung lernt und dies auch im bürgerlichen Leben sehr wohl brauchen kann. Auch mag er sich damit begnügen, daß gerade unsere Offiziersaushebung auf durchaus „demokratischer“ Basis beruht, kann doch *jeder* Offizier werden, der die militärischen Fähigkeiten besitzt.

Aber dieses System, von dem wir allerdings *nicht* abweichen wollen und das sich gerade im gegenwärtigen Weltkriege bewährte, hat auch seine Kehrseite — und zwar eben hinsichtlich der unrichtigen Behandlung der Mannschaft. Je höher intellektuell, in Bezug auf seine Bildung und Erziehung, je gereifter nämlich der Charakter des Offiziers und Unteroffiziers ist, umso besser werden diese Vorgesetzten den *Ton* im Verkehr mit der Mannschaft finden, der allein für den Krieg taugt. (National-Zeitung.)

Bücherbesprechungen.

Relief des Schlachtfeldes am Morgarten und Umgebung, modelliert und bemalt von Herrn Prof. Reichlin in Kägiswil, zur 600. Gedenkfeier 1315 bis 1915. Von *Alfred Schindler*, sen. Murten, Buchdruckerei P. M. Strüby.

Dieser hübsche Beitrag zur „Morgartenfrage“ hat bereits eine lebhaftige Diskussion ausgelöst, da Schindlers Begleitschrift zum verdienstvollen Relief Reichlins eine ganz bestimmte Stellung einnimmt. Wer die erste Freiheitsschlacht der Eidgenossen studiert, wird das anspruchslose Broschürchen mit Gewinn durchlesen. H. M.

Suisse française ou Suisse romande? Conférence par *Edouard Truan*, professeur à l'école cantonale d'Argovie. Imprimerie H. R. Sauerländer & Co., Aarau. 70 Cts.

Dieser wirklich wertvolle Vortrag sollte von allen Kameraden gelesen werden, die glauben, unsere welschen Brüder seien weniger gute Patrioten als wir — sie würden ganz sicher eine Gedanken- und Vorstellungsumwertung vornehmen. Darin liegt das große Verdienst der flott geschriebenen Arbeit. H. M.

Kriegspsychologisches von Dr. *Magnus Hirschfeld*. Heft 20 der „Deutschen Kriegsschriften“ aus dem Verlag von A. Marcus & E. Weber (Dr. jur. Alb. Aln) in Bonn. 90 Cts.

Hier wird einmal nicht die Frage diskutiert, *wer* schuld ist am Kriege, sondern *was* dafür verantwortlich zu machen ist. Das schlanke Heft ist so interessant und lehrreich, daß wir uns vorbehalten, an anderer Stelle eingehender darauf zurückzukommen. Es sei der Aufmerksamkeit aller Kameraden bestens empfohlen. H. M.

Gegen die Moskowiter. Erster Halbband: Die Masuren-schlachten. Von Dr. *Kurt Floericke*. Preis geheftet Fr. 1.80. Aus der Sammlung „Stuttgarter Kriegsbücher“. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Das wie alle Schriften Floericke's glänzend geschriebene Heft ist natürlich ein Lobgesang auf Führung und Truppen an der Ostfront. Und der Hymnus ist ja berechtigt, denn wenn einmal ein Volk auf die Leistungen seines Heeres hat stolz sein dürfen, so ist das fürs deutsche der Fall. Was uns aber sehr angenehm berührt, ist die Gerechtigkeit, die Floericke dem Gegner werden läßt. Das erweckt Zutrauen auch bei uns Neutralen. „Der Hunger und nicht Feigheit waren es, der ganze Trupps (bei Tannenberg) waffenlos (zu uns) hinübertrieb . . .“ „Die Russen haben ihrem alten Rufe als gute Verteidigungstruppe wieder Ehre gemacht: Wo ihnen Ausharren befohlen war, wichen sie nicht eher aus ihren meisterhaft angelegten Laufgräben, ehe ihnen nicht das Bajonett zwischen den Rippen saß. Die Artilleriestellungen waren sehr gut verborgen und mit außerordentlicher Sauberkeit hergerichtet . . .“ H. M.